

Schweizerische Bauernstuben

Autor(en): **Briner, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **39 (1935-1936)**

Heft 17

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670613>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wünschens und Strebens erfüllt hätte. Sie brauchte nicht mehr stolz zu sein auf einen reichen Freier der Schwester, aus ihrem Erarbeiteten konnte sie selber für die Schwester sorgen und sie und alle glücklich machen.

Der Vater mußte alle seine Kraft zusammennehmen, um die Nahrung nicht übermächtig wer-

den zu lassen. Die weiche Kinderhand Franzlis, die sich so oft zärtlich in die seine geschmiegt hatte, mußte er loslassen; ob je dafür die Hand des andern Kindes die seine fände, die sich als ganz klein schon immer daraus befreit hatte? Ob er sie je in der seinen halten könnte?

(Fortsetzung folgt.)

Noch wächst das Brot.

Des Sommers goldnes Korn und Licht
Sind Zuversicht.

Die Felder liegen wartend da,
Erfüllungsnah.

Und heimlich klingt in jedem Halm
Ein lichter Psalm:

Gott lindert gütig untre Not,
Noch wächst das Brot. Rudolf Weckerle.

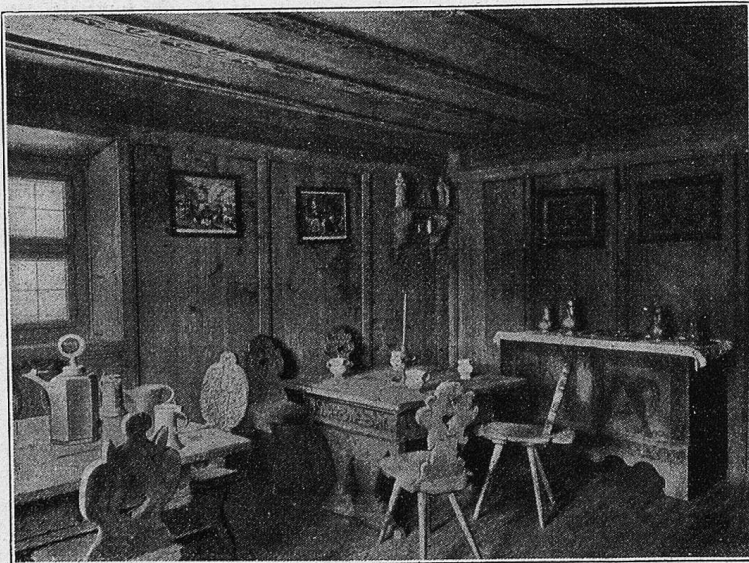
Schweizerische Bauernstuben.

Von Dr. E. Briner.

An einem windigen und nassen Wintersonntag, der für heimatkundliche Studienfahrten recht wenig einladend war, fuhr ich vom oberen Zürichsee hinauf nach Hombrechtikon. Schon seit Jahren hatte ich von den schönen alten Riegelhäusern gehört, die in der Umgebung dieser stattlichen Ortschaft zu sehen sind. Es geht oft lange, bis man Gelegenheit findet, schöne alte Bauwerke zu besichtigen, wenn sie abseits vom Verkehr liegen. Aber diese alten ländlichen Bauten haben ja gar nicht den Ehrgeiz, recht häufig besucht und besichtigt zu werden. Sie stehen schon seit Jahrhunderten an ihrem Ort, tun getreulich ihren Dienst und freuen sich, wenn hie und da ein Gast kommt, der ihre bescheidene, anspruchslose Schönheit zu schätzen weiß.

In der Nähe des Lüzelsees bei Hombrechtikon, den man weder von der Bahn noch von der Landstraße aus erblicken kann, und der als botanische Merkwürdigkeit sogenannte „schwimmende Inseln“ aufweist, steht das vorzüglich renovierte Haus Menzi, das über den Stubenfenstern im ersten Stock noch die alten Falläden zeigt. Zu der hochgelegenen Haustüre führen zwei Treppenläufe hinauf, die noch ihre prachtvollen schmiedeisernen Geländer aus der Rokokozeit besitzen. Nicht weit von da steht in Lutikon das breite und behäbige Haus Egli. Das Riegelwerk wird an der Siebelseite dieses prächtigen alten Hauses noch bereichert durch sogenannte Klebdächer, welche die Fensterreihen vor dem Regen zu schützen haben.

Gemeindepräsident Dändliker von Hombrechtikon, der zugleich Präsident des sehr aktiven Landwirtschaftlichen Vereins ist, nahm mich zu einer Besichtigung dieses Hauses mit, und dank der allgemeinen Beliebtheit, deren er sich im ganzen Umkreis der Ortschaft erfreut, fanden wir leicht Eingang in die heimeligen Stuben, wo groß und klein sich in behaglicher Geselligkeit die freie Zeit des Sonntagnachmittags vertrieb. Da sieht man erst, wie viel Leute in so einer Bauernstube Platz haben! Rings um den Tisch sahen wir gesunde, fröhliche Gesichter, und man hätte fast glauben können, daß die guten Leute mitten im Winter in einer grünen Laube saßen. Denn allerlei Zimmerpflanzen

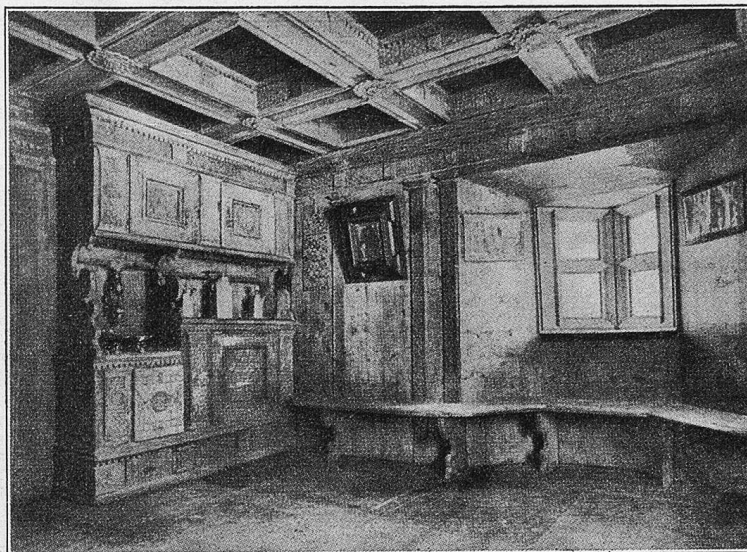


Stube mit Stabellen aus Savognin, 1579. (Engad. Museum, St. Moritz.)

waren der Fensterwand entlang zur Decke emporgezogen und rankten sich wie ein Laubendach bis zur Mitte der Zimmerdecke.

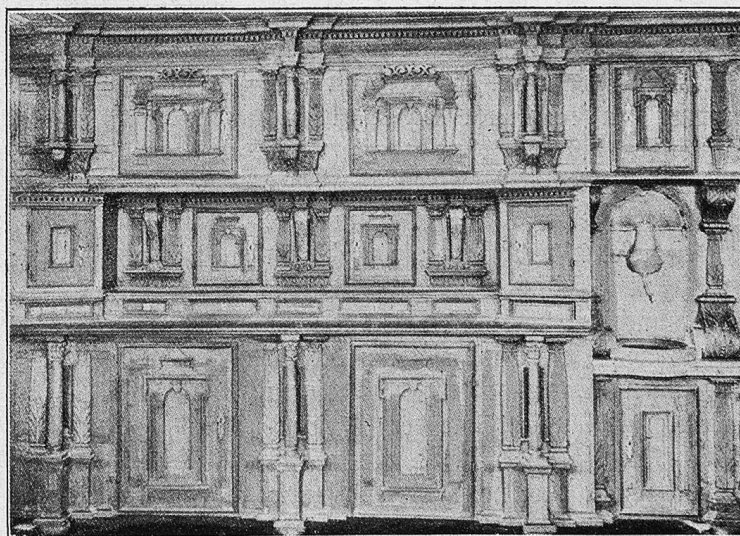
In einer anderen Stube erfuhren wir eine merkwürdige Episode aus der Geschichte dieses Hauses, das schon im Jahre 1665 errichtet worden ist. Der Eigentümer erzählte uns, daß sein Vater das Haus im Jahre 1869 erworben habe. In der vorderen Stube sei damals ein bemalter Kachelofen gestanden, so groß, daß der Vater aufrecht darin habe stehen können. Kleine Löwenfiguren, wie man sie hin und wieder in einem Museum an wertvollen alten Ofen sieht, hätten diesen Ofenbau getragen. Im folgenden Jahre habe ein Herr aus Basel tausend Franken dafür geboten und gleich dreihundert Franken angezahlt. Der Vater habe den Ofen hergegeben, weil es damals für die Familie „wichtigere Dinge“ gegeben habe, für die man das Geld gut brauchen konnte. — So verschwindet mehr und mehr der unersetzliche alte Kunstbesitz aus den ländlichen Heimstätten! Dieser Besitz muß einmal fast unerschöpflich gewesen sein. Denn in dem gleichen Hause in Lutikon befindet sich noch ein Kachelofen von dem berühmten Hafner Mathias Mehracher mit Ansichten zürcherischer Schlösser, und ein ebensolcher mit Phantasielandschaften. Diese beiden Ofen sind 1775 und 1776 aufgestellt worden. In einer der behaglichen Stuben habe ich auch ein hübsches Wandschäftli aus dem 17. Jahrhundert und ein zierliches Uhrgehäuse aus der Rokokozeit gesehen. Das sind wahre Museumsstücke; aber die Besitzer kennen sich heute in dem Wert ihrer Altertümer schon besser aus und wissen den schönen alten Hausrat zu schätzen.

In der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts sind die schweizerischen Bauernstuben in der rücksichtslosesten Weise ausgeplündert worden. Nicht etwa durch den Krieg oder Räuberei, nicht durch Armut oder anderen Zwang, sondern lediglich wegen der allgemein überhand nehmenden Liebhaberei für häusliche Altertümer und antike Möbel, die in den Städten des Auslandes und allmählich auch in

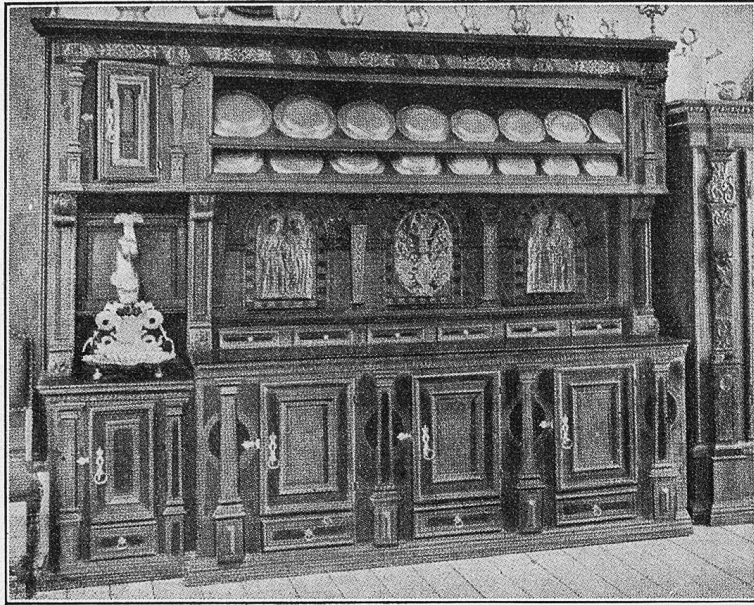


Stube mit Erker aus Misox, 1621. (Engadiner Museum, St. Moritz.)

der Schweiz große Mode wurde. Die Antiquitätenhändler hatten überall ihre wandernden Agenten, und als man endlich auch in der Schweiz anfang, für historische Sammlungen die Erzeugnisse des alten Kunsthandwerks zusammenzutragen, da mußte man bereits „Austreiber“ beschäftigen, um schöne alte Stücke zu ergattern, bevor sie von fremden, mit reicheren Geldmitteln ausgestatteten Einkäufern weggeschnappt wurden. Als für die Weltausstellung in Chicago vor mehr als vierzig Jahren ein „alemannisches Dorf“ aufgebaut wurde, da unternahm man vom Ausland her mit vollem Geldbeutel einen richtigen Raubzug durch das Wallis, um schönen alten Hausrat zusammenzubringen. Systematisch wurden in den



Buffet in Schwyz, um 1650.



Renaissance-Bufferet aus Bürglen, im Historischen Museum Altdorf.

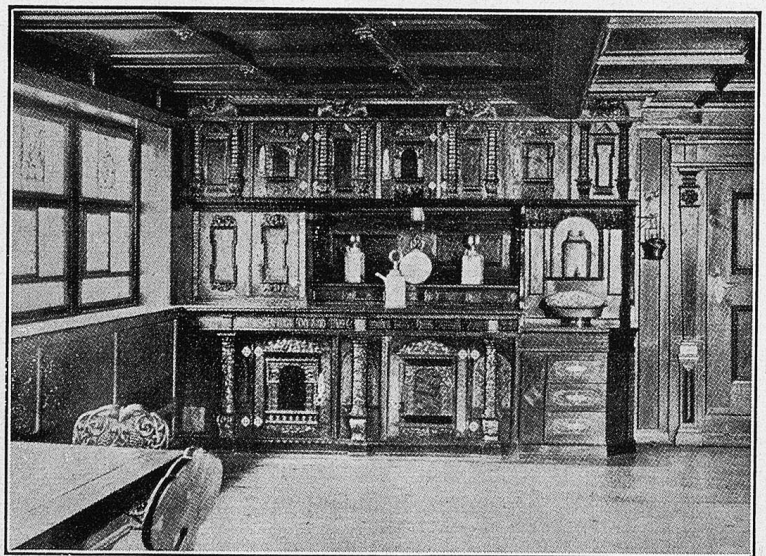
neunziger Jahren die schweizerischen Berggegenden nach künstlerischen Alttertümern abgesucht, und die Händler fanden in den ländlichen Heimwesen eine nur allzu freundliche Aufnahme.

Zu den Kunstwerken, die im Bauernhause heute zu den großen Seltenheiten gehören, sind vor allem die farbigen Fensterscheiben zu rechnen. Und doch wissen wir, daß die in der alten Schweiz überall verbreitete Sitte, sich gegenseitig in die neu erbauten Häuser Glasgemälde und Wappenscheiben zu schenken, im 16. und 17. Jahrhundert bis in die ländlichen Wohnstätten vordrang. Im Toggenburg gab es einst kunstvolle Glasmalereien in sehr vielen Bauernhäusern. — Die Engländer fanden in ihrem Sinn für mittelalterliche Romantik am frühesten Gefallen an dem bunten Fensterschmuck. In englischen Schlössern gibt es viele Fenster, die aus einem Mosaik alter schweizerischer „Kabinettscheiben“ bestehen, und die schweizerischen Forscher, die zu diesen englischen Landsitzen Zutritt erhalten, sind manchmal höchlichst erstaunt über die schönen „Bauernscheiben“, die sie hier finden. Vor etwas mehr als einem halben Jahrhundert hat der schweizerische Kunstforscher J. R. Rahn sich als erster für eine neue Wertschätzung dieses altschweizerischen Kunstzweiges eingesetzt. Da ging auf dem Lande da und dort das Gerücht um, es komme

einer mit einer ganz schrulligen, aber willkommenen Idee; denn er wolle den Bauernleuten neue Glasfenster im Tausch gegen alte farbige Scheiben verschaffen!

Ein Glanzstück der Wohnungseinrichtung, auf das man im Bürgerhause und im Bauernhause gleichermaßen stolz sein durfte, war das Bufferet, das zum Haus gehörte und gewissermaßen das Hauptmöbel in der Stube darstellte. Vom späten Mittelalter bis in die Rokokozeit erfuhr das Bufferet mit seinen Kästchen und Schubladen, mit seinem Wassergefäß und seinem Waschbecken aus Zinn oder Kupfer eine liebevolle Ausgestaltung. Vielfach tragen diese Meisterwerke des Kunstschreinerhandwerks noch heute die Jahreszahl ihrer Entstehung und die Namen ihrer ersten Besitzer. — Im

übrigen müssen wir uns die Einrichtung der alten Bauernstuben möglichst einfach vorstellen. Eine Sitzbank war der Fensterwand und vielleicht auch noch einer zweiten Wand entlang angebracht; ein schwerer Schiefertisch stand in der hellen Fenster Ecke. Die Seele des Raumes war der behäbige Rachelofen mit der warmen Ofenkunst und manchenorts auch mit einem Holzgestell, das zum Trocknen der Wäsche diente. Die Stube war nicht mit Möbelstücken verstellt, sondern man suchte mit Geschick alle Gebrauchsgegenstände irgendwie der Wand entlang anzuordnen oder an den Wänden zu befestigen. Denn man mußte mit dem



Stube mit reichem Bufferet (Haus zur Scheftenau), aus Wattwil im Toggenburg. Historisches Museum St. Gallen.



Eine Wohncke des „Schweizer Heimattwerks“.

Platz sparsam umgehen! In der Spätzeit des achtzehnten Jahrhunderts, als das Bauerntum in der Schweiz schon zu einem ansehnlichen Wohlstand gelangt war, hatte man besonders in der Ostschweiz eine große Vorliebe für bemalte Möbel. Heute haben wir wieder unsere Freude an diesen Erzeugnissen einer naiven Dekorationsfreude, und wir staunen über die Pracht der blaugrauen Kleiderkästen, Himmelbetten und Truhen, auf denen farbiger Marmor vorgetäuscht wird und gelungene Szenen aller Art von Ornamentschnörkeln des Rokoko und des Jopfstils umrahmt werden. Im 19. Jahrhundert wurde diese frohmütige Kunst besonders im Appenzellerland weiter gepflegt, und wir sehen da Dörfer und Landschaften, oder auch die verschiedenen Lebensalter und allerlei modische Szenen in lustiger Weise auf den Kästen dargestellt.

Kunstvolles Kleingerät lieferten im gleichen Zeitalter die bäuerlichen Töpfereien des Bernerlandes. Die gelblichen und braunen Kacheln, die in diesen ländlichen Kleinbetrieben hergestellt wurden, zum Beispiel in Heimberg oder in Langnau, zeigen eine reiche und phantasiervolle Ver-

zierung mit bunten Glasurfarben. Die Holzschnitzerei übte sich in der Verzierung von Türrahmen und Schränken, Truhen und Stabellen; auch die praktischen Kleingeräte der Küche und der Sennerei erhielten holzgeschnitzte Ornamente. Bemalte Gläser und formschöne Zinnkannen, zierliche Spinnräder und Haspeln, gestickte Tücher und bemalte Uhrgehäuse bereicherten den Schmuck der Bauernstube, die für so manchen schweizerischen Maler und Zeichner der guten alten Zeit ein dankbares Thema abgab.

Einzelne Bauernstuben sind von so wertvoller Eigenart, daß man sie sogar in historische Museen verpflanzt hat. So kann man sich im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich sogar eine Vorstellung davon machen, wie ein getäfertes Stübchen im graubündnerischen Münstertal ausgesehen hat. Das Engadinerhaus ist stolz auf seine getäfernten Stuben. Man ist ja immer wieder erstaunt, wenn man sieht, wie in dem alpinen Hochtal des Engadins schon im 16. und 17. Jahrhundert, als der Verkehr noch sehr mühsam war, eine Kultur des ländlichen Hausbaues und der Innenausstattung blühte, die einen echt künstle-

rischen Charakter aufweist. In dem schönen, un-
gemein reichhaltigen Engadiner Museum, das im
Jahre 1906 in St. Moritz eröffnet wurde und
das selbst das Aussehen eines behäbigen Enga-
dinerhauses hat, sehen wir eine ganze Reihe
prächtiger alter Wohnräume aus Graubündner
Bauern- und Bürgerhäusern.

Den Zentralraum des rhätoromanischen Bauern-
hauses bildet der Sulär. Er ist unmittelbar durch
die breite, rundbogige Haustüre zugänglich und
dient als Vorrats- und Arbeitsraum, auch als
Tanz- und Spielplatz. Hier werden häusliche und
landwirtschaftliche Arbeiten verrichtet; auch
nimmt man während des Sommers in diesem
kühlen, oft gewölbten Raume die Mahlzeiten ein.
In einer Engadiner Bauernstube aus Zuoz mit
fein profilierter Balkendecke und geschnitztem
Buffetschrank sehen wir hinter dem Ofen, der
ein originelles Holzgitter besitzt, eine schmale
Türe und ein ebenso schmales Holztreppchen, das
durch eine kleine Öffnung in der Decke nach dem
darüberliegenden Zimmer führt. Sehr eindrucks-
voll ist im Engadiner Museum die düstere, ge-
wölbte Küche, die vom Sulär aus durch eine
eiserne Türe zugänglich ist. Da liegt auf niede-
rer, gemauerter Unterlage die große Feuerplatte.
Über ihr hängen an langen Ketten und verstell-
baren Eisenstäben die Kochtöpfe, über denen sich
ein mächtiger Kaminmantel befindet, der den
Rauch auffängt. Der Kranz des Kamines ist mit
allerlei Küchengerät geschmückt. Gegen die Außen-
mauer des Hauses hin liegt neben dem Herde die
Feuergrube, über welcher an einem drehbaren
eisernen Arm der große Milchkessel aufgehängt
ist. Auf der andern Seite der Herdplatte steht
der ebenfalls große Wasserkessel aus Kupfer.

Ältere Leute werden sich wohl noch an die
schönen, blanken Kupferkessel erinnern, die im
vergangenen Jahrhundert überall in den Bürger-
und Bauernhäusern zu sehen waren. Ein großer
Kessel stand unbeweglich in der Küche; ein klei-
neres Gefäß mit Henkeln wurde zum Herbeischaf-
fen des Trinkwassers verwendet. Gegen Ende des
19. Jahrhunderts wurde an den meisten Orten
der Gang zum Brunnen überflüssig, da in den
Häusern zu Stadt und Land Wasserleitungen
eingerrichtet wurden. Massenhaft wurden damals
die schönen alten Kupferkessel ins Ausland ver-
kauft. In England verwendete man sie zur Auf-
bewahrung von Holz und Kohlen neben dem Ka-
min; in vielen vornehmen Wohnhäusern dienten
sie auch als Gefäße für Grünpflanzen. In schwei-
zerischen Museen war man bemüht, wenigstens

einige besonders schöne Stücke mit Wappen und
Jahreszahlen aufzubewahren.

Das 19. Jahrhundert brachte auch für die
Schweiz den mächtigen Aufschwung der Industrie
und des städtischen Wesens. In den großen In-
dustrie-Ortschaften wurde das bäuerliche Ele-
ment immer mehr zurückgedrängt, und die Mas-
senware der Kaufhäuser und der Jahrmärkte
drang bis in die entlegensten Dörfer vor. Da
änderte sich vieles auch für das Bauernhaus und
seine Einrichtung. Mit flammendem Eifer schreibt
Michael Schnyder in seiner in Luzern erschiene-
nen Heimatschutz-Studie über das Bauernhaus:
„Einst hing in den heimeligen Bauernhäusern
neben dem Herrgott (damit ist das Kreuzifix ge-
meint) die Gitarre und auf dem Laden des Unter-
zugs in der weiten, niederen Stube lag die Hand-
harmonika. An Feierabenden und an Sonntag-
nachmittagen spannte und stimmte man diese
Instrumente, sang die alten Volkslieder und
wagte vielleicht auch einen Rundtanz. Ehedem
war das Bauernhaus die Heimat für die ganze
große Bauernfamilie, das Gesinde miteingeschlos-
sen, in hellen und dunklen Tagen, in Freud und
Leid, am Werktag und am Sonntag, in Gesund-
heit und Krankheit. Da sagte etwa der Haus-
vater an Feierabenden: Holt euch aus Kellern
und Vorratskammern, was euch gut dünkt, aber
bleibt daheim!“

Zu Beginn unseres Jahrhunderts, als in den
verschiedensten Gegenden der Schweiz Heimat-
schutz-Vereinigungen ins Leben gerufen wurden,
da galten die dringend notwendigen Bestrebun-
gen vor allem auch dem schönen alten Bauern-
hause. Aber wenn die Leute vom Heimatschutz
in Verbindung mit Behörden und Hauseigen-
tümern auch manche gediegene Wiederherstellung
ländlicher Bauten verwirklichen konnten, so war
es ihnen doch versagt, in die Bauernstube einzu-
dringen und dort eine Art Kulturpolizei auszu-
üben. Denn alles, was mit der intimen Woh-
nung des Menschen zusammenhängt, läßt sich
nur mit Vorsicht und großem Takt reformieren.
Diese Bestrebungen sind dann in einsichtiger
Weise aufgenommen worden durch das „Schwei-
zer Heimatwerk“, das dem Bauernstand, vor
allem in den Berggegenden, dienen will. Die
Freude am bäuerlichen Hausfleiß wurde in man-
nigfaltiger Weise neu geweckt. Und man arbeitet
heute mit schönem Erfolg auch an der Neugestal-
tung der Bauernstube. Dies geschieht nicht in alter-
tümlicher Weise, sondern in einer durchaus gesun-
den, praktischen und neuzeitlich-lebendigen Art.